

Harald Seubert (Halle/Nürnberg-Erlangen)

‚Unendliche Annäherung‘. Bemerkungen zu Manfred Franks
monumentaler Rekonstruktion der Urgeschichte der
philosophischen Frühromantik.

I.

Einen Gegenstand, der einerseits zu tiefdringendem Quellenstudium, zur detektivischen Freilegung von Text- und Freundschaftsverhältnissen nötigt, andererseits zu subtilen philosophischen Erwägungen auf hohem Reflexionsniveau führt Frank im Genus von ‚Vorlesungen‘, das auch für viele seiner früheren Bücher maßgeblich gewesen war, zusammen. Dadurch kommt Heiterkeit, Geselligkeit, Bürgerkultur in die Darlegungen. Anspruchsvolle argumentationsanalytische Skizzen können unversehens in erzählerische Glanzstücke, wie die Wiedererinnerung der abenteuerlichen Lebensgeschichte Salomon Maimons, übergehen. Vereinzelt bewegen die Nötigungen der Gattung Frank allerdings auch zu fraglichen Konzessionen an seine Hörerschaft: ‚ganz schön‘ reaktionär geworden sei der ehemalige Jungrevolutionär Sinclair, heißt es da, oder es werden die Zustände an der ‚Uni Jena‘ in der Mitte der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, die durch martialische Burschenherrlichkeit und Rauferei geprägt waren, gekennzeichnet. Wichtiger ist es, daß diese

Darstellungsweise ein monumentales Werk mit sehr unterschiedlich dichter Textur trägt, und daß man dafür gerne den Preis bezahlt, den eine derartige Schreibkunst verlangt: daß Franks Text nicht in jedem Stadium selbst Philosophie auf höchstem eigenen Reflexionsniveau sein kann, so wie Dieter Henrichs einschlägige Studien. Manchen kleineren Tribut hätte man indessen wohl nicht in jedem Fall entrichten müssen: strukturelle Pointierungen, Straffungen, die Vermeidung von Wiederholungen scheinen möglich. Andererseits besticht nicht zuletzt die Materialfülle, die Frank anbietet: entlegene, seit zwei Jahrhunderten nicht nachgedruckte, teils hoch bedeutsame Schriften aus der Frühphase der nachkantischen Philosophie mußte er dokumentieren. Dies geschieht, nicht zuletzt in den Fußnoten, auf erschöpfende Weise.

Dabei behandelt Franks Untersuchung die ‚philosophische Frühromantik‘ im eigentlichen Sinn erst in ihrem letzten Drittel. In einer großen Durchsicht wird zunächst erstmals die Konstellation am Beginn frühromantischer und frühidealistischer Philosophie von 1790-1796 synoptisch dargelegt, die durch die Editi-

ons- und Entzifferungsleistung der Henrichschen Forschungsgruppe und des Klagenfurter Herbert-Forschers Wilhelm Baum nach und nach einsichtig zu werden beginnt, und die wesentlich mit dazu nötig, die Denkgeschichte jener zentralen Jahre auf dem Weg von Kant zu Hegel neu zu schreiben. Franks eigenstes Verdienst, das sich eng in den Kontext seiner Lebensarbeit fügt, ist es freilich, den philosophischen Ort der Frühromantik in diesem Beziehungsgeflecht angemessen exponiert zu haben. Man wird deren Bedeutung nach Franks Bahn brechender Forschungsleistung nicht länger mit jenen Urteilen abtun können, die sich von Hegels Wütereien gegen Schlegel bis zu Nietzsches Wort von den ‚Halb-Philosophen‘ tief eingeschliffen haben.

II.

Als einen ersten Kreis in der Konstellation nachkantischer Philosophie kann Frank den versuchten Rückgang auf einen „kräftigsten Idealismus“ (so ein kritisch gemeintes Wort Jacobis) namhaft machen. Er sollte Antwort geben auf zwei Aporien, die Kants drei Kritiken ihren zeitgenössischen Rezipienten übrig ließen: den unvermittelten Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand und die Trennung der sinnlichen Sphäre in *Ding an sich* und *Empfindung* (Frank, S. 63). Dank Franks und anderer Forschungen läßt sich heute wissen: es war ein aus elendesten Verhältnissen stammender Ostjude, Salomon Maimon, und nicht Fichte, der zuerst die Antwort eines ‚Produktionsidealismus‘ gab. Durch Vermittlung von Marcus Herz drang sein umfangliches, in der Anordnung so chaoti-

sches wie in der Lösung konsistentes Manuskript bis zu Kant vor, der es als großenteils „wider mich“ gerichtet sah, seinem Scharfsinn aber höchsten Respekt zollte. Dabei *fragt* Maimon zunächst nur, doch er fragt mit der Schärfe eines Talmudisten: quid iuris (mit welchem Recht) könne Kant „die Objektivität unserer Erkenntnisse (...) unterstellen, wenn er andererseits überzeugt ist, daß die beiden Stämme unseres Erkenntnisvermögens, Sinnlichkeit und Verstand, radikal verschiedener Art“ sind (S. 118). Maimons Antwort geht nun dahin, daß Sinnlichkeit nur eine eingeschränkte Betätigung des Verstandes sei, der seinerseits in unendlicher Tätigkeit begriffen ist, so daß Welt nichts anderes sein kann, als Ergebnis von Handlungen des Ich. Dieses Ich wäre absolutes Subjekt, es ist in vollstem Sinn im göttlichen Verstand verwirklicht, eingeschränkt, nämlich ohne das in jener Zeit eminent strittige Vermögen intellektueller Anschauung, im endlichen. Gegenüber vorliegenden Einzelforschungen (A. Engstler) betont Frank zu Recht deutlicher die Nähe zwischen Fichtes erster Wissenschaftslehre (1794) und den Platner-Vorlesungen und Maimons Gedankengang. Und er blättert dieses Kapitel nachkantischer Philosophie interessanterweise im steten Seitenblick auf eine große Debatte zeitgenössischer (analytischer) Philosophie: das Realismus-Antirealismus-Problem auf. Zur Crux wird schon hier die Frage nach dem Bewußtsein: bewußtseinsphilosophische Konsequenz aus dem radikalen Produktionsidealismus ist es, daß das Selbstbewußtsein, das sich selbst als affiziert begreift, einer Täuschung unterliegt.

III.

Eine zweite, zunächst wirkmächtige, aber in kurzer Zeit und auf breitester Front angezweifelte Antwort auf die Kantischen Aporien war Reinholds ‚Elementarphilosophie‘. Sie empfahl sich als System aus einem obersten Grundsatz, sie umging also die radikal idealistischen Konsequenzen und belebte in gewissem Sinn den vorkritischen „mos geometrico“ neu. Mit Nachdruck wies Reinhold deshalb darauf hin, daß der oberste Grundsatz als ‚Satz‘ zu formulieren sei. Gegen die rationale Schulmetaphysik machte er als diesen obersten Grundsatz freilich nicht den Satz vom zureichenden Grunde kenntlich, sondern den ‚Vorstellungs-Satz‘: „Im Bewußtsein wird die Vorstellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beide bezogen“. Man sieht bereits am changierenden Charakter des Satzsubjektes (‚Vorstellung‘ bzw. ‚Subjekt‘), daß Reinhold von Anfang an nicht so schlüssig den Konsequenzen eines absoluten Idealismus ausweichen konnte, wie er dies im Sinn gehabt hatte. Wie Frank einläßlich (wenn auch etwas ausladend) und mit tiefdringendem Blick für Argumentationsdifferenzen zeigt, galten die Zweifel, die bis 1792 von einem geistigen Spektrum, das von den Alt-Leibnizianern Eberhard und Schwab über den Schülerkreis Reinholds, in dem vor allem dem Nürnberger Erhard ein prominenter Platz zukommt, bis zu Niethammer und seinem „Philosophischen Journal“ reichte, an Reinholds „Elementarphilosophie“ herangetragen wurden, den Möglichkeiten einer Grundsatz-Philosophie. Vehementen Widerspruch zog zumal

das Demonstrations-Ideal auf sich. Reinhold selbst, eher eine weiche als eine polemische Natur, sah sich durch die Einreden zu Revisionen veranlaßt, die, wie Frank (im Anschluß an die gründliche Reinhold-Monographie von Martin Bondeli und in Abschwächung mancher Urteile des Henrich-Kreises, wie auch bereits der Zeitgenossen, die Reinhold ständiger ‚Systemwechsel‘ beschuldigten) zeigt, zunächst sehr behutsam ausfielen. 1792 dokumentierten sie sich in der Orientierung des Vorstellungsbegriffs auf ein ‚absolutes Subjekt‘, als Finalprinzip. Dies bedeutete aber nicht mehr als das Eingeständnis, daß die ‚Elementarphilosophie‘ Prämissen, allen voran die Subjektivität, in Anspruch nehmen müsse, „die sie nicht gleich anfangs, sondern erst in der Folge begründen könne“ (S. 365f). Eben dies hatte, gegen Reinhold gerichtet, der Reptent am Tübinger Stift Carl Immanuel Diez eingewandt. Wie Reinhold selbst in einem Brief vom 18. Juni 1792 bezeugt, war ihm diese Kritik besonders wichtig, wohl weil sie schlüssiger als andere Reaktionen auf das zentrale Problem der Subjektivität gerichtet war. Dementsprechend große Sorgfalt wurde im Henrichschen Forschungsprojekt auf die Sicherung der Spuren von Diez gewandt. Frank relativiert die Proportionen etwas, indem er zum einen die Breite der Debatte freilegt, zum anderen aber zeigt, daß auch andere Stimmen an Reinholds Ohr gedungen sein müssen – allen voran wohl die des Nürnbergers Erhard. Gefährlich und folgenreich nun waren Zweifel an einer Grundsatz-Philosophie nicht nur für Reinhold, sondern auch für seinen fulminanten Nach-

folger auf der Jenenser Lehrkanzel – Fichte.

Aus der Fülle der Diskurse über die Reinholdsche Elementarphilosophie, die Frank ausbreitet, ragt ein korrigierender Ansatz besonders heraus – nicht zuletzt weil gerade er für die Formierung der philosophischen Frühromantik von zentraler Bedeutung war. Hier ist an Niethammer zu denken, vor allem an seinen „Einleitungsaufsatz“ zum „*Philosophischen Journal*“, dessen fokushafte Bedeutung für den Kreis der ehemaligen Reinhold-Schüler Frank gebührend akzentuiert. Im Sinne eines radikalen Skeptizismus gibt Niethammer zu verstehen, daß der oberste Grundsatz lediglich idealische Bedeutung hat. Er ist einer Letztbegründung nicht fähig. Das philosophische Raisonement ist damit auf das grundsätzliche Problem verwiesen, wie es möglich sein könne, über den gemeinen Verstand, d.h., ein unmittelbares Bewußtsein, hinauszukommen. Dies sei nicht in Orientierung auf ein absolutes Wissen hin, sondern lediglich aus dem ‚richtigen Gefühl‘ heraus möglich. Lediglich ein denkbar schwacher Begriff von Urteilskraft kann also evoziert werden. Frank zeigt nun nachdrücklich, daß diese Position nicht nur eine Skeptizismus-Welle im Reinhold-Kreis aus sich hervortrieb, sondern daß sie Friedrich Schlegel und Novalis bei der Entwicklung ihres kohärenztheoretischen Wahrheitsbegriffs leitend wurde. Der Skeptizismus wird hier umgemünzt zu einem Verständnis von Wahrheit als immer ‚relativ‘, das aber die Auffassung einschließt, diese Relativität beziehe sich auf ein Ganzes, das sich nicht fassen und schon gar nicht in Sätzen artikulieren

kann. Es bleibt mithin nichts anderes, als eine möglichst große Kohärenz zwischen Wahrheitsaussagen herzustellen – Ironie und Dialektik schließt dies ein, – „und so die ‚Realität‘ des ersehnten, aber verfehlten Ganzen immer ‚wahrscheinlicher‘ zu machen“ (S. 522f).

Die Analyse der breitgefächerten Grundsatzkritik erlaubt es Frank, ein Kernproblem hervorzuheben: die Veränderung, die der Begriff der ‚Deduktion‘ und jene, die die ‚analytische Methode‘ erfuhr. Die Grundsatzkritiker neigten mit Kant und gegen Fichte und Reinhold dazu, ‚Deduktion‘ in schwachem Sinn zu verstehen: nicht als Ableitung aus letzten Gründen, sondern als *exponierende Annäherung* an den Rechtsgrund der Behauptung. Von hier her muß sich auch der Begriff der Analysis verändern. Wie Franks verschlungene Argumentation deutlich genug zeigt, kann sie dann nämlich nicht länger als Rückführung von Schlüssen auf logische Figuren verstanden werden, eine Methode, die, im Sinn der Aristotelischen „*Analytica*“ und der Euklidischen Geometrie, voraussetzt, daß Schlüsse aus einfachen Grundelementen aufgebaut sind. Unter der kritischen Sonde eines Diez oder Erhard verwandelt sich der Sinn von ‚Analysis‘ demgegenüber in das Verfahren einer Suche nach Grundsätzen, die in Annäherung begriffen bleibt, verwandt der ‚teleologischen Urteilskraft‘ Kants.

Man wird diesem sporadischen Resümée über die sowohl historisch philologisch elaborierten als auch ausgreifenden Ausführungen Franks schon abgespürt haben, daß sein Buch der Tendenz nach eine neue Verwunderung auslöst, die etwas quer zu jener

liegt, die Henrichs Jena-Projekt mitinitiierte: das Staunen gilt nicht so sehr der Vielheit von Systemwürfen, die sich, während Kants kritisches Unterfangen noch im Gange war, von diesem ablösen. Es gilt vielmehr nun den zahlreichen Stimmen, die eine Rückwendung zu den Kantischen Grenzsetzungen und nicht-demonstrativischen Denkformen reklamierten. Dabei ist es im Blick auf ‚Deduktion‘ und ‚Analysis‘ von besonderem Gewicht, daß Frank dartun kann, daß im engeren Sinne vorkritische Arbeiten wie die von Lambert und Kants ‚Logik‘ und ‚Beweisgrund‘-Schrift eine bedeutsame Wirkung entfalteten. Zumal daß Kants „ursprüngliche Fragestellung“ (Manfred Riedel) vor den Kritikern, die Distinktion zwischen demonstrativem Beweis der Mathematik und ‚akromatisch andeutendem‘ Beweis der Philosophie, die Genesis der philosophischen Frühromantik wesentlich bestimmt haben, kann man nun wissen.

IV.

Im dritten Teil seines Werkes, prägnant überschrieben „Die frühromantische Zwischenstellung zwischen skeptischer Grundsatz-Kritik und ‚Sehnsucht nach dem Unendlichen,““ kommt Franks Darlegung ganz zu sich. Der Gefahr, der eine konstellationorientierte, das Magma unter den großen Gipfeln – Hölderlin, Novalis, Hegel, Schelling – gewahrende Aufarbeitung immer zu unterliegen droht, die epochalen Sprünge nuancierender Übergänge wegen nicht zu erkennen, verfällt er an keiner Stelle. Er akzentuiert beides: daß die Jenenser Frühromantik nicht denkbar wäre ohne die differenzierten Debattenkontexte, in die sie sich einfügte,

und daß sie weiter ging als die Reinhold-Schüler und -kritiker. Die zentrale These, die Frank höchst überzeugend darlegt, dürfte in der weiteren Forschung Epoche machen: daß die Romantiker einen eigenen, die Schweben haltenden Weg zwischen Kant und der Suche nach dem absoluten Grund bahnten, daß ihre Positionen aber keinesfalls als ein herabgestimmter Idealismus begriffen werden dürfen. Nicht minder provokant ist es, wenn Frank Hölderlin, Zwilling und Sinclair in dem frühromantischen und nicht dem frühidealistischen Kontext sieht. Schellings Position hingegen changiert zwischen unstrittigen Sympathien für die philosophische Position des Freundes Hölderlin und einer andauernden Neigung zur Fichteschen Ich-Philosophie – sieht Schelling doch in seiner Ich-Schrift das Absolute als ichhaft verfaßt an (März/April 1795).

Eine glanzvolle Überleitung in diese Darlegungen leistet Frank, indem er den Seinsbegriff namhaft macht, der die Suche nach einem nicht ichhaften Grund anleitet. Die Rede von ‚dem Seyn‘ verdankt sich einerseits dem ersten eminenten Zeugnis von Kants Einsicht, daß Sein kein Prädikat, sondern reine Position sei – in der „Beweisgrund-schrift“, die Jacobi bekanntlich elektrisierte und die er mit Jacobis Begriff des Seins als monistischer Substanz engführte. Frank legt mit den subtilsten Mitteln semantischer Analyse frei, daß dieser Konstellation, ausgehend von Jacobi, eine Unterscheidung zwischen dem existentiellen Seinsbegriff, im Sinn der Wolffischen Schulmetaphysik mit ‚Wirklichkeit‘ gleichgesetzt, und

dem abgeleitet prädikativ-kopulativen zugrundeliegt. Ersterer läßt sich, wie Jacobi zeigen wird, nur im ‚Gefühl‘ erfahren, nicht in der Reflexion annähern, er ist – in Argumentationen, die sich durchaus zu Recht auf Kant berufen können, als die Urbedeutung von ‚Sein‘ begriffen, von der der kopulative Gebrauch nur ein Derivat sei. Indem Frank die Seinsproblematik semantisch aufhellt, macht er deutlich, wie sich Problemkonstellationen spekulativen Philosophieens durchaus in sprachanalytischem Horizont rekonstruieren lassen. Denen, die derartige Konstellationen als nicht sinnvoll oder als ‚Scheinprobleme‘ mißverstehen, seien Franks Darlegungen besonders nahegelegt!

Auffällig ist nun die perspektivische Ausweitung, die Frank gegenüber Henrich vornimmt: auch für ihn ist Hölderlins Begründungsskizze ‚Urtheil und Seyn‘ ein zentraler Text in der Debatte der 1790er Jahre. Indes verfährt er weniger liebevoll mit diesem Text als Henrich. Er akzentuiert stärker seinen rudimentären Charakter und stellt die Begründungsskizzen von Sinclair und – soweit aufgrund einer höchst dürftigen Quellenlage überhaupt zu ermitteln – Zwilling als mindestens gleichgewichtig vor Augen. Diese Vorlieben haben freilich Gründe, und diese liegen in den eigenen philosophischen Entwürfen der Verfasser. Frank ist auf der Suche nach einem hermeneutisch gebrochenen, die Ephemerität der Moderne erfahrung integrierenden, nicht-idealistischen Theorieprofil, das Reflexion und Subjektivitätstheorie ihren Ort einräumt, deren Orientierung auf einen ‚Grund‘ aber nicht subjektivitätsphilosophisch fas-

sen will. Deshalb legt seine Rekonstruktion es nahe, die Berichtigung von Henrichs Buchtitel ‚Der Grund im Bewußtsein‘ selbst in Frage zu stellen. Er kann sich, so legt Frank nahe, nur einer Dunkelheit in Hölderlins Theorieskizze verdanken, die bei Sinclair oder Novalis revidiert ist. Deutlich wird dabei, daß das Begründungsprogramm von ‚Fichtes ursprünglicher Einsicht‘ (Henrich) in ein unmittelbares, vor-reflexives Vertrautsein des Ich mit sich selbst als gescheitert gelten muß. In dessen Folge jedoch sind die eindrucksvollen selbstbewußtseinstheoretischen Studien Henrichs nach wie vor zu sehen. Dies aber heißt gegen den postmodernen Slogan vom ‚Tod des Subjekts‘, daß Subjektivität qua Individualität, nicht zuletzt in ihrer poetischen Manifestation, unhintergebar bleibt. Man wird also den wechselnden Gewichtungen beider Verfasser nur dann gerecht werden können, wenn man diesen weiteren Kontext einbezieht. Hier scheint es keinesfalls geboten, zu einer Entscheidung zu gelangen. Daß Frank unsere Kenntnis der Epoche im einzelnen dankenswert erweitert und gute Gründe für gewisse Modifikationen der Münchener Ergebnisse beibringt, versteht sich. Alles in allem genommen aber scheint es ein glücklicher Umstand, daß die frühen Jahre der nachkantischen Philosophie nun in zweifacher Lesart aufgeschlossen sind. Und in der Tat bedürfte es der umständlichen Darlegungen Franks eigentlich nicht, die – bei allen Ungeklärtheiten, welche die katastrophale Zugänglichkeit des Novalis-Nachlasses noch immer konserviert – den Nachweis zu führen suchen, daß die Erwägungen der

Fichte-Studien ähnlich tief in die frühen Jahre der Fichte-Debatte zurückverweisen wie Hölderlins Begründungsskizze. Frank ist Philologe genug, um derart komplizierte Konjekturen in überzeugender Weise zu explizieren, und er ist Ironiker genug, um hinter aller Begründungslast die Vermutung durchschimmern zu lassen, daß es nicht an der Philologie, sondern am ‚philosophischen Vorurteil‘ liegt, wenn Novalis bisher in der Frühgeschichte der Idealismusforschung so marginal behandelt wurde.

Es ist triftig, daß bei Sinclair das Verhältnis von ‚Ich‘ und nicht-ichhaftem Grund eine Aufklärung findet, die über Hölderlins Begründungsskizze hinausgreift. Sinclair geht zwar zentral von der ‚Reflexion‘, als der Verhältnisbestimmung von Ich und Nicht-Ich aus, und er hält gegen Fichte fest, daß keines der beiden Glieder Kandidat für den Prinzipiengrund sein könnte. Eben dies zeigt sich im Reflexionsakt. Damit wird aber zudem manifest, daß in der Reflexion nur eine „Foderung der Einheit“, nicht Einheit selbst, manifest werden kann. Frank resümiert: „In der Forderung und kraft ihrer allein überlebt also *für* die (in Trennungen und Entgegensetzungen) verwickelte Reflexion selbst der notwendige Zusammenhang“ (S. 767): darstellbar ist die Einheit aber nicht in der Reflexion. Sobald sie sich ihrer bemächtigt, zerstört die Reflexion die Einheit. Notwendig wird die Philosophie durch diese Aporie sich auf die Kunst verwiesen sehen.

In den wesentlichen Zügen ist damit bereits die Doppelkonstellation der Fichte-Studien von Novalis und Schlegels Gedanke des ‚Wechsel-

grundes‘ angespielt, deren Rekonstruktion die letzten Vorlesungen zugeordnet sind. Frank entziffert hier die Kontexte und die mikrologischen Begründungszusammenhänge zu seiner ingeniosen „Einführung in die frühromantische Ästhetik“ (1989). Manches in dem früheren Werk ist mit größerer Einsichtigkeit und in direkterer Transparenz auf die literarischen Texte der Frühromantik dargelegt. Die denkgeschichtlichen Gewichte indes erschließen sich ganz erst aus der neuen Konstellation orientierten Rekonstruktion. Frank macht deutlich, daß erst bei Novalis durchsichtig werde, wie das unbewußte Ursein mit dem Bewußtsein vermittelbar sei. Die Vermittlung kann allerdings nicht in einer linearen Begründungssequenz vollzogen werden, sondern nur in Spiegelungsverhältnissen: das Gefühl nimmt, ohne davon wissen zu können, den absoluten Grund in sich auf; es ist die Reflexion, die dieses Gefühl dann bewußt macht, wobei sein Geist aber vernichtet werden muß. Wie Frank einsichtig machen kann, wird mittels einer solchen Erwägung beides verständlich: die Bewußtseins-Transzendenz des Grundes und seine indirekte Repräsentierbarkeit. Die Gebrochenheit der Argumentation fundiert dann Novalis' Begriff der Philosophie als einer ‚unendlichen Annäherung‘, die zwar am absoluten Grund enden würde, ihn aber nie ganz in *einem* Gedanken namhaft machen kann.

Und schließlich bedingt dies eine Ontologie und Ich-Philosophie von eigenem Profil, die in der Tat die frühromantische Suche nach *einem* Einheitssinn und das Ephemeritäts- und Modernitätsbewußtsein mitein-

ander verbindet. Die Ich-Philosophie des Novalis ist pointiert unter anderem in der folgenden Notiz festgehalten: „Ich *bin nicht* inwiefern ich mich setze, sondern inwiefern ich mich aufhebe“. Als Spezifikum der Ontologie des Novalis weist Frank dann nach, daß er das Absolute sowohl als Einheit verstehe wie er um seine ‚Binnenartikuliertheit‘ wisse. Das geschieht durch eine Reihe von ihrerseits in die Spiegelverhältnisse gefügten Unterscheidungen zwischen ‚Gegensatz‘ und ‚Gegenstand‘, bzw. ‚Wesen‘ und ‚Eigenschaft‘, deren zweites reflektierend dargestellt werden kann, während das erste, „das bloße Wesen“, nicht erkennbar ist. Das impliziert aber umgekehrt, daß nur das Wesen, im existenzaussagenden Ursinn von Sein, *ist*, während die Eigenschaft nicht wirklich ist, wohl aber *erscheint*. Mit derartigen Gedanken ist man schon inmitten eines zentralen Topos der frühromantischen Ästhetik: denn Darstellung und Zerstörung des Scheins zumal ereignen sich in tausendfältigen Formen in Allegorie und Ironie. Schlegel wird die Allegorie als „Andeutung des Unendlichen“ und „Aussicht in dasselbe“ verstehen, wobei ihr selbst stets ein Charakter der Negativität eignet.

Der junge Friedrich Schlegel selbst fügt diesem Panorama ein eigenes Profil hinzu: er nimmt, wie Frank zeigt, den Widerstreit zwischen ‚Ich bin‘ und ‚Ich soll‘ in Fichtes erster ‚Wissenschaftslehre‘, den Umstand also, daß der erste Grundsatz sich schon nach Fichtes früherer Einsicht nur im praktischen Rayon begründen kann, zum Anlaß für seine Lehre vom ‚Wechselerweis‘. Es ist der Wechselerweis zwi-

schen den Prinzipien, von denen das philosophische Denken seinen Ausgang nimmt, die aber für sich genommen leer sind, und den Ideen, dem Wissen von der Totalität des Ganzen, das in unendlicher Progression aufgesucht werden muß. Deshalb ist die Bestimmung des Anfangs des Philosophierens, also des konkret gefaßten Prinzips, nicht länger zentral: überall kann der Gedanke blitzhaft beginnen – eine Erwägung, die die philosophische Hermeneutik unseres Jahrhunderts präfiguriert, die aber auch mit Hegels Theorie des Zufälligen, das in Gedanken gefaßt, absolute Notwendigkeit werden kann, in subtiler Korrespondenz steht. Leitend dabei bleibt das ‚Rätsel des Selbstgefühls‘, das im Sinne Schlegels ein Urbild ist, „dem wir uns nur ins Unendliche annähern können“ und das doch als Empfindung (mit der Etymologie der Romantiker: als ein ‚In sich Finden‘) den Denkakt begleitet. Deshalb nur kann Schlegel den ‚Progressionsgedanken‘ und den Gedanken der ‚Infintheit‘ miteinander verbinden: wie Frank zeigt, in bemerkenswerter Umorientierung von Jacobis und Niethammers Aufweis der infiniten Regressionsbewegung, in die jedweder Versuch, den Fichteschen obersten Grundsatz zu begründen, geraten müsse. Wenn Frank provokanterweise vor allem darauf verweist, daß die Erwägungen von Novalis und Schlegel mehr leisteten als die Skizze Hölderlins, so ist doch ein zweifacher anderer Kontext nicht minder bemerkenswert: Reflexion als Gewißheiterschütterung und analytische Suche nach dem Grund treten bei den Frühromantikern, anders als bei Ja-

cobi und beim späten Schelling nicht zu einer Doppelphilosophie auseinander, sondern bleiben in einer Synthesis zueinander gefügt.

Aus diesen Skizzen heraus dürfte erkennbar sein, daß Frank mit wirklich guten Gründen auf die Aktualität philosophischer Frühromantik verweisen kann: sie erweist sich nämlich als eine Position, die sich mit semantisch analytischen Mitteln triftig rekonstruieren läßt, die Einheitsorientierung und Ephemeritätsbewußtsein verbindet, die (mit dem Wort Ingeborg Bachmanns gesagt) ‚aus vielen Gründen‘ und in Spiegelungsbewegungen denkt, deren Reflexionsbewegung auf die Kunsterfahrung verweist und die Destruktions- und Dekompositionsbewegungen, wie sie der von Frank meisterhaft für die hermeneutische Tradition erschlossene Poststrukturalismus nahegelegt hat, präfiguriert, jedoch in weitergreifende Begründungszusammenhänge einbezieht.

V.

Manfred Frank sagt im Vorwort seines Oeuvres zu Recht, daß er eine einseitige Sicht der Dinge entwickelt habe – und habe entwickeln wollen. Und man wird zustimmen können: ohne die gewollte Einseitigkeit würde dieses Werk nicht so vieles zu sehen geben. Deshalb nimmt man in Kauf, daß die Hemsterhuis-Studien des Novalis keine Erwähnung finden, datierten sie doch nach dem zur Untersuchung stehenden Zusammenhang. Mehr schon vermißt man die altertumswissenschaftlichen Studien der Brüder Schlegel, denn an der Gewinnung des Geschichtsbegriffs, am Akutwerden der ‚Querelle des anci-

ens et des modernes‘ als einer Nebenstimme der transzendentalphilosophischen Begründungsgänge wäre gelegen.

Schwerer wiegt es, daß die Platonische Spur weitgehend ausgetilgt wird – es finden sich lediglich einige ärgerlich dürre Worte über Schellings 1994 edierten ‚Timaios‘-Kommentar – , denn eine wesentliche Grunderfahrung der Generation von Schelling, Hölderlin und Novalis verdankt sich dem Studium jener Dialektik, die im Unterschied zur neuzeitlichen, zugleich Dialog-Kunst war, und die ihren Einheitssinn nicht aus der Synthesis, sondern dem ‚Syndesmos‘, der Annahme eines Bandes zwischen dem Vielen zog. Die Konsequenz, den spekulativen Gedanken in die Erfahrung des Schönen münden zu lassen, legte sich vom Platon-Studium her nahe, und zudem führte es auf den bezeichnenden Umstand, daß die nicht-ichhafte Absolutheit von Hölderlin über Sinclair bis Novalis als Auslegung des ‚Hen kai pan‘, des Wegzeichens am Anfang griechischer Philosophie, exponiert wurde.

Man könnte außerdem die Vermutung äußern, daß nicht zufällig der Rückgang zum Kantischen Ideenbegriff und zu Platon in jener bemerkenswerten Denkstunde bis 1796 miteinander einhergingen. Daß Gedanken ihren Zeitort haben und daß jener der Generation der Frühromantiker hoch bewegt war, blendet Frank nicht aus: er macht es freilich auch nicht explizit. Es wird vielmehr höchst eindrücklich in den wechselnden, mitunter atemberaubenden und oft vergessenen Lebensgeschichten, die er, hart recherchierend und mit leichter Hand erzählend, aufblättert. Als Meisterstück der Weglassung, also

als Inbegriff eines geglückten Fragmentes, das auch durch Leerstellen vieles mitteilen kann, erweist sich Franks Werk im Blick auf Kant und auf Fichte. In Genf und Tübingen gingen den publizierten 36 ‚Vorlesungen‘ 14 voraus, die eine Gesamtdarstellung Kantischen Denkens boten. Sie bleiben hier fort, und dennoch teilt sich, zwischen den Zeilen und in Rückspiegelungen, eine Kant-Deutung mit, die die Korrespondenzen zwischen dem kritischen und dem vorkritischen Werk in einer Weise beleuchtet, die eigener Diskussion würdig ist. Leider, mag man hinzufügen, wird dieser Spannungsbogen nicht auf die Notizen des „Opus postumum“ hin ausgedehnt. Fichte erscheint in allen Konstellationen als ein – fragwürdiges – Zentralgestirn, und wenn sich Frank auch mit Recht auf die Erbmasse aus der ersten Wissenschaftslehre konzentriert, so schimmert doch zumal in den letzten Abschnitten – unter Einbeziehung des zu Unrecht vergessenen Fichteaners Hülsen – die Affinität zwischen Fichtes Denkontwicklung zur Wissenschaftslehre ‚nova methodo‘ und den Reflexionen der Frühromantiker hindurch. Daß von ihnen ein Weg zum späteren Schelling – bis hin zur Konstellation von positiver und negativer Philosophie und vor allem der herausragenden Erlanger ‚Initia Philosophiae Universalis‘ (1820/21) eröffnet ist, versteht sich von selbst.

Es ist angesichts eines solchen Reichtums an Verbindungen bedauerlich, daß Frank zu meinen scheint, den frühromantischen Gedankenimpuls gegen Hegel ausspielen zu sollen. Er folgt damit einer unseligen Neigung der Frühroman-

tik-Forscher, die der verdienstliche Schlegel-Herausgeber Ernst Behler, dessen Gedenken Franks Buch gewidmet ist, besonders nachhaltig befestigte. Auf diese Weise sind Gegenschläge auf Hegels maßlose und grobianische Schlegel-Polemik auszuteilen; auf der Höhe von Text und Gedanke ist derlei nicht. Vielmehr gälte es, Impulsen von Claus-Arthur Scheier und seines Schülers G.-H. Falke folgend, die Spuren frühromantischer Bewegung nicht nur in der „Phänomenologie des Geistes“, sondern auch in der „Logik“ aufzuweisen, orientiert an dem irisierenden Gedanken, jedes Seiende sei als *das Andere seiner selbst* zu denken. Denn es ist der gleiche Grundgedanke, der Hegels leitende Grundintention, *das Absolute als Geist* aufzufassen, trägt. Nur einmal, dann aber auf höchstem Niveau, nähert sich Frank solchen Erwägungen, wenn er minutiös Jacob Zwillings sporadischen Nachlaß durchmustert und darin eine leitende Einsicht der Hegelschen ‚Logik‘ vorgeprägt findet, zu der es in der erkundeten Gedankenlandschaft keine rechte Entsprechung gibt: daß nämlich in der selbstbezüglichen Reflexion als Negation allein Absolutheit zur Darstellung komme. Kein *Grund im Bewußtsein*, und kein bewußtseinstranszendenter Grund ist hier anvisiert, sondern Absolutheit im Denkkakt.

Schließlich wird man festhalten können, daß Franks Rekonstruktionen ihr hohes Innovationspotential ganz der Sache widmen. Auf diese Weise entsteht eine Interpretation am Leitfaden großer philosophischer Probleme der Kantischen und nachkantischen Periode, und ein nicht geringes Verdienst der Arbeit, die Neu-

gewichtung der schulphilosophischen Logik, ist nur so zu erreichen. Dennoch legt das Studium von Franks Ergebnissen auch den Wunsch einer subkutanen, an Metaphern und Denkbildern orientierten Rekonstruktion nahe, die im Licht von Blumenbergs ‚Metaphorologie als einer ‚Theorie der Unbegrifflichkeit‘ zu führen wäre. Auffallend ist es, welche eminente Rolle in nahezu allen erörterten Theorieprofilen der Begriff der ‚Darstellung‘ des Undarstellbaren spielt, wie er sich bei Fichte verliert, bei den Frühromantikern umso vehementer wieder aufscheint. Sollte dieses Thema, das dem Platonismus und der Renaissancephilosophie leitend war, nicht ein – bislang verdrängter – Schlüssel des Verständnisses sein? Oder: Frank leitet Fichtes eminenten Gebrauch des Begriffes der ‚Setzung‘ vom ‚ponere‘ der Schulphilosophie her und versichert mehrfach, daß man sich über den Setzungs-Terminus nicht mehr zu wundern brauche. Daß er das so oft beteuert, mag signalisieren, daß er sich selbst nach wie vor wundert – und der Fichte-Leser wird es zu Recht mit ihm tun. Auch hier könnte eine ‚Metaphorologie‘ der Frühromantik auf Spurensuche gehen. Und wer wäre mehr dazu prädestiniert, ein solches Unterfangen einer Archäologie frühromantischer Unbegrifflichkeit zu beginnen, als Manfred Frank, der so sublim über das vermeintlich randständige Thema ‚Stil in der Philosophie‘ nachgedacht hat? Auch eine weitere Fernsicht böte sich in einer Untersuchung an, die mit soviel Nachdruck die Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger und ungleichartiger Gedanken namhaft macht: Beachtung verdient die Koin-

zidenz der Arbeit an der Ich-Philosophie mit Skizzen einer Philosophie des Nicht-Bewußten, die sich vom alten Platner herleitete und in der ‚Selina‘ seines Hörers Jean Paul zur lunarischen Sonne unter dem Selbst wurde. Freilich wäre ein weiter gefaßter Zeitraum zu betrachten, wenn dieses Komplementärphänomen ausgemessen werden sollte. Für die philosophische ‚conditio moderna‘ wäre dies allerdings von hohem Gewicht.

VI.

Frank, der immer Literaturwissenschaftler und Philosoph zugleich war, hat, so darf man resümieren, ein in unbekanntes Land vorstoßendes Grundbuch für beide Disziplinen geschrieben, das beiden rasch zum Klassiker werden dürfte. Den Philosophen hat er in der Frühromantik eine philosophische Epoche erschlossen, die in systematischem Betracht einem Denken, wie es an der Zeit ist, und das angesichts der Modernitätserfahrung doch den Traum der Spekulation nicht verlieren möchte, höchst affin ist. In historischer Hinsicht hat Frank einen, vielleicht *den Eckstein*, gelegt, um die Denkgeschichte ‚von Kant bis Hegel‘ neu schreiben zu können. Mehr noch als Henrichs einschlägige Forschungen macht aber das Buch von Frank deutlich, wie sehr sich diese Rekonstruktion von jener, die Richard Kroner 1921 erstmals vorlegte, wird unterscheiden müssen – im Blick auf die gleichzeitigen Emanationen um 1795 und der Bedeutung der frühromantischen Philosophie Rechnung tragend, wird sich auch Kroners Teleologieverhältnisse vor-spiegelnder Titel nicht halten lassen.

Die Literaturwissenschaftler und Leser werden vertraute Texte in neuer Verzauberung über das Wunder lesen, wie höchste Reflexion und schwebende Leichtigkeit der Form sich vermählen konnten. Franks Kommentar zu seiner schönen Tieck-Ausgabe überführt diesen Zauber in philologische Wissenschaft.

Schließlich bewährt sich ein Grundzug romantischer Denkformen an Franks Lebensarbeit an der Frühromantik selbst: die Monographie ‚unendliche Annäherung‘ steht nicht am Abschluß eines DFG-Projektes zum Thema, sondern an sei-

nem Anfang. Die Totalitätsansicht greift also der Detailbegründung voraus, die sie vielleicht nie ganz einholen wird. Jeder an der Genesis der Romantik Interessierte wird auf Franks weitere Forschungsvorhaben mit größter Aufmerksamkeit und, angesichts dieser glanzvollen Intrade, bereits hinreichend gerechtfertigten Erwartungen blicken.

*Alle Nachweise im Text beziehen sich auf das besprochene Buch von Manfred Frank: ‚Unendliche Annäherung‘. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik. Frankfurt/Main 1997.